

20. August: 66. Jahrestag „Auszug in den Westen“

Meine Schwester Stephanie („Stephie“) und ich, Georg („Jorgel“) waren zur DDR - Zeit einige Jahre in Internat und Schule im „Goldenen Westen“, Stephe in Bielefeld im Lyzeum der (Breslauer) Ursulinen und ich in Büren in der Nähe von Paderborn (im von Jesuiten geführten Mauritius Gymnasium).

Wie kam das, was war der Grund? Ganz genau weiß ich es nicht, aber ich trage hier einiges zusammen.

Unsere Eltern waren beide Ärzte in der „Kinder-Heilstätte Harzgerode“. Lenchen (Helene Döring aus Paritz bei Naumburg am Queis) wohnte quasi als „zweite Mutter“ mit uns zusammen und machte alles, worum sich Mutti kaum kümmern konnte, denn sie arbeitete „Vollzeit“ als Stationsärztin in der „Heilstätte“. Wir wohnten damals von Wald umgeben im Gelände auf einer Etage vom „Oberarzt-Haus“. Dort war es freilich „etwas beengt“, aber wir hatten rundherum genügend „Auslauf“. Der Schulweg und der Kirchweg gingen bei Wind, Wetter, auch hohem Schnee über den Apfelberg, ca. 3 km.



frühere Tbc Heilstätte (verfällt jetzt)

Da Mutti in Breslau das Lyzeum der Ursulinen-Schwestern besucht hatte, wurde sie von ehemaligen Mitschülerinnen 1956 oder 1957 zu einem Klassentreffen nach Bielefeld eingeladen, wo sich die Breslauer Ursulinen nun niedergelassen hatten. Dort hieß es: „Toni, Du wirst doch Deine Kinder nicht den Kommunisten überlassen, schicke sie hier im Westen auf die Schule!“ Offiziell war das in der DDR nicht möglich, aber man ließ wohl bei Ärzten Ausreden und Ausnahmen zu, z.B. „zu enger Wohnraum“. Vieles hing von den örtlichen „Größen“ ab, in unserem Fall vom „Volkspolizisten“ und der Verwaltungsleiterin (SED-Mitglied) der Heilstätte, mit der sich Papa gut verstand. U.a. „übersetzte“ sie ihm das „Partei-Chinesisch“. Vielleicht spielte auch eine Rolle, dass damals (vor dem Mauerbau in Berlin) immer mehr Ärzte und andere wichtige Leute heimlich „nach dem Westen abhauen“, u.a. der Chefarzt der Heilstätte, dessen Stelle Papa später, trotz Intrigen von anderen Ärzten, bekam, obwohl er nicht SED - Mitglied war, sondern sonntags in der Kirche die Orgel spielte.



Müllers in den 1960er Jahren

Allerdings überlegten sich die Eltern sehr wohl, ob sie sich nicht auch „in den Westen“ absetzen sollten. Aber da waren u.a. unsere beiden Priester-Onkels, die meinten „Bleiben wir da, wo Gott uns hingestellt hat!“ und „Es werden hier auch vernünftige Leute gebraucht!“

Es gab auch weitere „Argumente“, „Stephie“ und „Jorgel“ im „Osten“ von der Schule zu nehmen und es im „Westen“ zu versuchen. Da waren nicht nur „die Kommunisten“, ein Lehrer hatte sich an Schülerinnen „heran gemacht“ und er war inhaftiert worden.

Zur Zeit, als die „Zonengrenze“ noch nicht völlig geschlossen war, war es (inoffiziell) möglich, dass „Ost-Priester“ die Urlaubsvertretung für „West-Priester“ übernahmen, um vielleicht so auch ihr Gehalt mit „Westgeld“ etwas aufzubessern. So kam Onkel Georg nach Büren / Westfalen, wo er auch den Internatsleiter aufsuchte. Sie verstanden sich offensichtlich bei „Zigärchen und

Schnäpschen“ recht gut und so bekam Onkel Georg offensichtlich die Zusage, dass man mich kostenlos (!) in Schule und Internat unterbringen könne.

Irgendwie war damit wohl alles schon „in Sack und Tüten“. Ich hatte jedenfalls in den Sommerferien in das Pfarrhaus von Onkel Georg zu fahren und ein halbes Jahr Latein für die „Sexta“ (Klasse Eins des Gymnasiums) zu lernen, denn das „West - Schuljahr“ hatte schon zu Ostern begonnen. Es war ein sehr warmen Sommer, daher mussten im Wohnzimmer die Fenster geschlossen bleiben, auch während Onkel Georgs Zigarrenrauch über mein Lateinbuch strich. „Ora et labora“ (bete und arbeite)! Früh hatte ich zur hl. Messe zu ministrieren, dann ging es ans Lernen, während der Onkel zwischendurch sein Brevier betete, damals noch alles in Latein. Ich kannte auch schon das Lateinische vom Ministrieren her: „Introibo ad altare Dei, ad Deum, qui laetificat juventute mea!“.

Es nahte der 20. August 1957. Ich sollte mir auch etwas zum Spielen mitnehmen und packte allerlei Radio - Bastelzeug wie Röhren, Kondensatoren und Widerstände in eine Umhängetasche. Papa hatte sich oft „militärisch“ aufgeregt, dass vieles im engen Kinderzimmer herum lag: „Alter Schlamper, ich werde gleich deinen Spint kontrollieren!“

Und nun steckte ich vieles davon in der Tasche, die Papa wohl aus dem Krieg mitgebracht hatte! Sicherlich würde man mir das im Internat gleich wieder abnehmen. Aber nein, es kam anders. In Bielefeld bekam ich von den Nonnen ein riesiges altes Radio geschenkt und trat damit, es vor dem Bauch haltend, in Büren in das Büro des Internatsleiters „Pater Generalpräfekt“ und sprach: „Das habe ich von den Nonnen und soll es reparieren“. Damit hatte ich sogleich Start-Pluspunkte gesammelt: „Jorrrrgelchen, da wirst du dich nicht langweilen! Manche lungern oder schlendern in der Freizeit nämlich sinnlos herum, die Hände in der Hosentasche. Sie sollten lieber Märsche machen!“

Zurück zum 20. August 1957:

Für mich hatte die Abreise nur Gutes: Was Neues! Und ich brauchte die russischen Vokabeln, die wir über die Sommerferien zu lernen auf bekommen hatten, nicht mehr lernen.

Für meine 10jährige kleine Schwester mag es völlig anders ausgesehen haben. Sie hat beobachtet, dass Papa beim Abschied am Bahnhof Tränen in den Augen hatte und sich wegrehen musste.

Die Zonengrenze: Der Zug stand unheimlich lange im Bahnhof Marienborn, der öde und verfallen aussah. Ausweise und Gepäck wurden kontrolliert. Im Abteil waren die Gespräche längst völlig verstummt. Einige Leute mussten mit Gepäck aussteigen und standen auch noch am Bahnsteig, während der Zug wieder anrollte... über die „Staatsgrenze der DDR“, von uns verbotenerweise noch „Zonengrenze“ genannt und der ganze Staat einfach „Ost-Zone“. Im „Niemandland“ fuhr der Zug im Schrittempo. Selbst die Natur sah völlig verwahrlost aus. Endlich Bahnhof Helmstedt, der Westen! Die Gespräche gingen sofort munter weiter und es wurde auf „die Ostzone“ geschimpft. Niemand achtete darauf, dass eine Person im Abteil nichts sagte, aber offenbar beobachtete. Dann endlich Ankunft in Bielefeld. Wie weiter? Straßenbahn. „Kostet nicht nur 10 Pfennig, wie in Naumburg beim Opa Müller“, sagte Mutti. Während ich nur die „tollen West-Autos“ bestaunte, ging Mutti in die Bank, um „Ostgeld“ zu tauschen. (Was natürlich DDR - seitig verboten war). Kurs 1:6, glaube ich. Mutti kam empört zurück: Wie die Angestellte angewidert geguckt hätte, als sie mit spitzen Fingern unser Geld entgegen nahm. In der Straßenbahn trafen wir eine Breslauer Nonne. Sie erkannte uns sogleich. Ab da lief alles „wie geschmiert“.

Ich wurde gleich früh zum Ministrieren bei der hl. Messe eingetaktet. Die lateinischen Responsorien oder das Herumtragen des Messbuches von „Lesungs-“ zu „Evangeliums-Seite“ waren mir geläufig und wie zu Hause, auch die Lieder. Wir sangen aus dem „Sursum Corda“, denn sowohl Harzgerode und auch Bielefeld gehörten zur Erzdiözese Paderborn, auch wenn das Land getrennt war.



Der Pfarrer gab mir nach der Messe 50 Pfennig. Das war etwas völlig Neues für mich, „ein Silber-Schatz“!

Man überlegte, wie man „das Jorgelchen“ (12) beschäftigen könnte, während „Stephielein“ (10) in die Schul- und Internats-Gepflogenheiten eingeweiht wurde. Und so überlebte der Silber-Schatz den Tag nicht. Ich ging allein in ein Geschäft, um mir

Lötzinn und Kolophonium zu kaufen. Ein LötKolben war ja in meiner Basteltasche. Und so „lötete“ ich in der Klosterküche das Loch eines Topfes zu, was allerdings nicht lange hielt. Ich lernte, dass „Kesselflicker“ hart-löten“, jedenfalls nicht mit Radio-Lot.

Weiter nach Büren (reichlich 70km) reisten wir im Opel-Olympia des Klosters. 120 fuhr der Opel. „Er kann auch 140“, sagte der Fahrer. Mutti war entsetzt: „Nein, nein, bloß nicht!“

Meinen ersten Auftritt beim Pater Generalpräfekt habe ich ja schon geschildert. An viel mehr aus den ersten Stunden erinnere ich mich nicht mehr. Vielleicht noch Folgendes:

Den „Osten“ fanden die Internatsschüler interessant, aber „kommunistisch – schrecklich“. So prahlte ich etwas damit, dass wir „Russisch“ hatten (die Vokalen der letzten Kapitel hatte ich allerdings ja nicht mehr gelernt) und ich zeigte meinen Bastelbogen eines Аерофлот - Flugzeuges. Das konnte natürlich nur ich lesen! „Das heißt nicht Äroflot, sondern Aeroflot, Luftflotte“, verbesserte mich der Pater Präfekt. Er übersetzte nämlich gerade einen russischen Roman ins Deutsche.

In der Schule regnete es auch nicht, wie in meiner Ost-Schule, pausenlos Einsen und Zweien, sondern auch in Mathe gab es erstmal eine Vier, denn da waren Textaufgaben, zu denen man überlegen musste. Und in der zweiten Lateinarbeit gab es eine Sechs. Im Osten ging es nur bis Fünf. Ich musste im Stehen die ganze Arbeit vor der Klasse neu übersetzen. Bei jedem Fehler gab es vom Lehrer eine Ohrfeige. Das war im Osten verboten. Das Heft erhielt Pater Generalpräfekt. Man hatte vor seinem Zimmer mit anderen armen Sündern Platz zu nehmen, bis sich die dick gepolsterte Tür öffnete. Dann wurde man gefragt, warum man so faul gewesen sei und durfte sich den dicken oder dünnen Rohrstock für einige abgezählte Schläge aussuchen. Ich allerdings genoss Bevorzugung und bekam keine Schläge, hingegen Geld, wofür ich mir mal eine «anständige Hose, aber ohne Nieten» kaufen sollte oder bekam aus den unergründlichen Taschen der Soutane eine Apfelsine überreicht.

Jeden Morgen ging es vom Schlaf- und Waschsaal erst mal schweigend zur hl. Messe in die schöne Barockkirche. Erst nach der Ansage des Präfekten und dem Ertönen des Handglöckleins durfte gesprochen werden... bis die Schule begann.

In der Freizeit bastelte ich weiter, u.a. baute ich ein Fahrrad vom Schrottplatz wieder auf und lackierte es. Niemand glaubte, dass das funktionieren würde. Aber in Harzgerode hatte ich x-mal mein Fahrrad und die Fahrräder meiner Schwestern repariert. Auch kaufte ich mir Teile zum Radio-Basteln. Daran schloss ich zwei Kopfhörer an. So konnten mein Bettnachbar und ich abends heimlich Radio hören, obwohl der Präfekt den langen Schlafsaal oft abschnitt. Als ich, nach 50 (!) Jahren, mich auf der Ehemaligen-Webseite des Mauritius-Gymnasiums eintrug, bedankte sich dieser Mitschüler, dass ich ihn durch meine Bastelei zu elektronischer Ausbildung und seinem Beruf animiert habe.

Ab dem Mauerbau in Berlin 1961 war der „Spaß zuende“. Ich habe das im Aufsatz „Mein 13. August 1961“ beschrieben. Stephie und ich durften nicht mehr nach dem Westen fahren und gingen die weiteren Jahre im Osten zur Schule. Ich kam in Halberstadt mit 16 Jahren auf die „Oberschule“ (jetzt „Martineum“) in die 10. Klasse, weil es nur dort Latein- und Griechisch-Unterricht gab.

Viel interessanter fand ich zunächst, dass es dort im Gegensatz zum damaligen Bürener Gymnasium (jetzt „Europa-Schule“) auch Mädchen in der Klasse gab, die mich zuerst wie eine „Wundertier“ ansahen und sicherlich arrogant fanden. War es deshalb, weil ich keine Lust hatte, mich dauernd zu melden und bei jeder kurzen Antwort aufzustehen?



Musizieren mit Vater und Mutter im Trio (ca. 1963)

Ich bekam heraus, dass der Griechisch-Lehrer katholisch ist. Er spielte sehr gut Violine. Als ich auf dem Schulboden ein demoliertes Cello fand, ließ ich es reparieren und nahm Cellostunden. Mit einer Mitschülerin zusammen bildeten wir bald das Schul-Streich-Trio, das bei allerlei Anlässen auftrat. So konnten wir uns mancher öden politischen Versammlung entziehen, denn wir hatten ja zu üben! Auch daheim in Harzgerode, nun im „Chefarzt-Haus“, musizierte ich am Wochenende mit den Eltern.

Ein sehr guter Schüler wurde ich nie. Eine Klassen-Lehrerin vermerkte auf einem Zeugnis: „Bei mehr Fleiß könnte Georg bessere Zensuren erzielen!“ Ein Allgemeinplatz eigentlich. Beim Studium zum Diplom-Ingenieur bin ich mit allerlei Anstrengung „durch gekommen“. Folgenden Satz meines Mathematik-Professors (https://jjm.gcjm.de/?page_id=1113) habe ich mir gemerkt: „Nicht so genau wie möglich, sondern so genau wie nötig...!“

Als ein Wahlfach nahm ich „Programmierung“. Es wäre so einfach, sagten meine Kommilitonen. Bei der mündlichen Prüfung hatte ich eine einfache Aufgabe zu lösen. Der Dozent bewertete: „Es ist eine Fünf, aber ich gebe Ihnen eine Vier, damit ich Sie nie wieder sehe. Aber damit würden Sie in der Industrie nur Schaden anrichten“. Genau dieses Fach wurde mein geliebter Beruf!

Ansonsten bastle und repariere ich noch immer. Die westliche „Wegwerf-Gesellschaft“ ist nicht mein Fall. Gern schraube ich defekte Gerätschaften auseinander und „schaue, rieche, fühle, messe, probiere“, ob sich nicht doch noch etwas machen lässt.

Unsere Kinder sind längst aus dem Hause und aus der Schule. Es war kein besonders großes Problem, sie nach der Wende 1990 auf ein Gymnasium im ehemaligen „West-Berlin“ zu schicken, weil die „Ost-Schule“ nach der Wende plötzlich zusammengebrochen war. Vielleicht durch manche sozialistischen Lehrkräfte und Schulbücher.



Unser Kinder bauen einen Zoo (1983)

Meine eigene Episode im „West - Gymnasium“ (Sexta bis Untertertia) ist mehr als 60 Jahre her. Ich möchte sie nicht missen!

Immerhin bekam ich dort den ersten Orgel-Unterricht. So konnte ich seit meinem Studium in Dresden wöchentlich den Gemeinde-Gesang begleiten und jetzt die Orgel spielen, die mein Großvater bis zu seinem Ende mit fast 89 gespielt hat.